

# Adolf von Harnacks Stellung im kulturellen Leben seiner Zeit.

Von Werner Richter  
in Berlin.

Sechs Jahre sind vergangen, seit Adolf v. Harnack die Augen schloß. In dieser Zeit hat sich die Welt so gewaltig verändert, daß es kein Wunder wäre, wenn seine Gestalt in der Gegenwart an Leuchtkraft verloren hätte, wenn das, was sich für die deutsche Wissenschaft symbolisch mit seinem Namen verbindet, nicht mehr in unmittelbarer Kraft zur heutigen Zeit spräche. Die Lebensbeschreibung, die seine Tochter ihm gewidmet hat<sup>1)</sup>, ruft die Erinnerung an ihn in eine anders geartete Zeit hinein und sammelt, was an Material über sein Leben überlieferungswert erschien. Sie kann Veranlassung geben, dem Gang dieses wissenschaftlichen Lebens nachzusinnen, nachdem sich der Abstand, der die Zeitgenossen von seinem Tod trennt, vergrößert hat. Der Versuch freilich, der Befestigung und Begrenzung vorzugreifen, die der Geschichte vorbehalten ist, darf noch nicht gewagt werden. So will auch die Biographie kein endgültiges Werk verrichten, sondern vorbauen. Sie weist bewußt der Einreihung Harnacks in die Geschichte der Theologie keine neuen Wege. Aber sie berichtet über Leben und Beruf in seiner Besonderheit und Erhabenheit wie über die Haltung zum Tage mit einführender Begabung und mit schriftstellerischer Eigenart. So erhält man ein wichtiges Zeugnis für die Probleme, die in den letzten beiden Menschenaltern in der Theologie und in der Geistesgeschichte ihre Rolle gespielt haben. Es ist keine Schau, die von der Gegenwart aus auf die Vergangenheit gerichtet ist. Wille und Tat werden im Ganzen so aufgefaßt, als führe noch eine Linie von der Vergangenheit in die Zukunft hinein. Und die monographische Darstellung einzelner Gebiete will die Verfasserin „einer späteren Zeit vorbehalten sehen, die den nötigen geschichtlichen Abstand genommen haben wird“. In der räumlichen und zeitlichen Nähe, von der Harnack aus gesehen ist, liegt ein großer Reiz dieses Buches. Ihren besonderen Charakter gewinnt die Erzählung durch ein reiches Briefmaterial. Dies vermittelt eine wesentliche Erweiterung der Kenntnis über Adolf v. Harnack. Briefe an Freunde und von Freunden durchziehen das Werk. Es gibt Seiten, wo der Text einer Erläuterung dieser Briefe gleichzukommen scheint. Die

1) Agnes von Zahn-Harnack, Adolf von Harnack, Berlin 1936, Hans Boll Verlag.



Briefe erhellen bekannte Anschauungen Harnacks auf das willkommenste; sie bieten Ersatz dafür, daß naturgemäß die Spannweite und das Eigengewicht theologischer Grundmeinungen nicht eigentlich einer geschlossenen geistesgeschichtlichen oder wissenschaftlichen Betrachtung unterzogen worden sind. In diesen Briefen tritt die baltische Neigung zu aphoristischen Prägungen, die jeden im Umgang mit Harnack fesselte, noch einmal anziehend hervor. In solchen geschliffenen fertigen Formulierungen verband sich der Erkenntniswille mit der Absicht, das aufgegebenen Leben praktisch zu bewältigen, auch da sehr eigenwüchsig, wo philosophischer gestimmten Menschen ein Rest übrig zu bleiben schien, der nach einer stärkeren und langsamer ringenden Reflexion verlangte. Die Wiedergabe der Briefe dient zu einem Teil auch der Entlastung von Vorwürfen, die Harnack in den Kämpfen seines Lebens gemacht wurden, oder die noch gar, wie im Falle Bülow, nach seinem Tode auftauchten. Ist eine solche „Entlastung“ im Falle Bülow doch wohl gelungen, so mag es andere Fälle geben, wie z. B. in den Beziehungen zu Holl, wo die Widersprüche nicht auflösbar sind, sondern gleichsam dialektisch in der verschiedenen Art der beiden Männer ruhten.

Mit vielfach herzbewegender Eindringlichkeit wird die Lebensstimmung des Harnackschen Hauses geschildert. Ein wehmütiger Schimmer liegt über der Darstellung der baltischen Heimatjahre. Lebendig wird die Gestalt des Großvaters, von dem Harnack selbst die organisatorische Neigung geerbt zu haben glaubte. Der strenge, geradsinnige theologische Vater, die leidenschaftlich religiös bewegte, offenbar seelisch weniger widerstandsfähige Mutter, die früh starb, treten anschaulich vor den Leser. Dazu dringt ein gut Stück der baltischen geistigen Atmosphäre herein, die einmal drastisch in dem Wort der Mutter reflektiert wird: „Trotz meiner Müdigkeit setzte ich mich in livländische Positur und fing an, anzuregen.“ Und ebenso selbständig tritt später das Berliner Milieu heraus, das Harnack bei seiner Übersiedlung umfing. —

Eine so bezwingende Darstellung war nur möglich, weil der Biographin, die von stärkstem Familiensinn getragen ist, ein Teil der eigenen Kraft aus dem Reichtum des Vaters zugeströmt ist. Mag auf diese Weise ein rezeptiver Zug mit hineingekommen sein, mag es auch Partien in dem Buche geben, wo man durch schattenlose Wege geleitet wird, dies deutsche Gelehrtenleben wird mit einem inneren Anteil dargestellt, der auch weitere Kreise ansprechen muß und ansprechen wird. Und das ist wünschenswert. Denn es tut not, daß der Beruf des deutschen Gelehrten sich die Schätzung in der Gemeinschaft erwirbt, die er einst besessen hat und die gewiß nicht ohne eigene Schuld verringert worden ist. Man spürt, wie stark die Verfasserin die Welt mit den Augen des Vaters zu sehen gewohnt war.



wie ein ähnliches Lebensgefühl um Dinge und Menschen, um Natur und Schicksal schwingt. Dadurch bekommt der Leser eine Ahnung, wie Harnack sich selbst gesehen wissen wollte. Bisweilen möchte dabei der Harnacksche Maßstab auch zu absolut vertreten worden sein. Aber schon in der Einleitung wird mit imponierender Sicherheit doch auch der Wille bekundet, sich vor Übertreibungen zu hüten, und nur selten rührt die Leidenschaft an die Ebenmäßigkeit des Vortrags. Wir erfahren, daß Harnack von der Anwendung des Begriffes „genial“ auf sich nichts habe wissen wollen. Aber auch, was über Harnacks distanzierteres Verhältnis zur Philosophie, zur Musik und zu den bildenden Künsten gesagt wird, gehört in diese Linie. Wir werden daran erinnert, daß Harnack gelegentlich das Selbstzeugnis Leibnizens für sich in Anspruch nahm: „Es ist meine Eigentümlichkeit, daß, wenn ich etwas Gutes höre, mir leicht ein Besseres einfällt.“ Der schon öfter auf Harnack angewandte Vergleich mit Leibniz trägt auch insoweit zum Verständnis Harnacks bei, als er in manchen Augenblicken seines Lebens davor zurückwich, Kämpfe bis zum Ende auszutragen. Darin lag auch etwas von Stärke. Wer etwa Harnack als Teilnehmer in Sitzungen gesehen hat, die er nicht selbst leitete, wird nicht ohne Bewunderung beobachtet haben, mit welcher Bescheidenheit er seine immer bedeutsame Meinung vortrug und dann nur durch das natürliche Übergewicht seiner Persönlichkeit wirkte, ohne im mindesten den Anspruch nach einer äußerlich geltend gemachten Berücksichtigung seiner Meinung zu erheben. Er selbst fühlte sich zum Reformator nicht berufen, so sagt es die Darstellung. Und wie oft er auch bei Freund oder Feind in Mißdeutung geriet, die Abgeklärtheit und Schlichtheit, mit der er sich zur Geltung brachte, war letztlich Ausdruck eines hohen ethischen Bewußtseins.

Harnacks Ruhm wuchs im letzten Menschenalter aus dem fachmännischen Reich in die Allgemeinheit hinüber. Charakteristisch ist, wie Harnack sich selbst im Lauf seines Lebens gleichsam verpflanzt hat. Den Eingang bildet dazu bereits der Übergang aus der livländischen Heimat in das Reich. Es will auch symptomatisch erscheinen, daß es sich bei der Gefolgschaft, die er Ritschl leistete, nicht um Einflüsse seiner studentischen Jugend handelte, sondern daß er zunächst aus der literarischen Ferne dazu angeregt war. Daß Harnack nach der kurzen, etwas hoffnungsvolleren Episode in Hessen nicht in den Institutionen der Kirche Boden gewann, ist kirchengeschichtlich ebenso aufschlußreich wie für sein Leben folgenschwer. Mit einer manchen Leser vielleicht überraschenden Offenheit wird herausgestellt, wie groß die Sehnsucht nach dem Eingreifen in die Vorgänge des öffentlichen Lebens, nach aktiver Entfaltung, war. Nach 1900, als das Rektorat der Berliner Universität hinter ihm lag, suchte er geradezu eine Betätigung auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Organisation. Der Theologe



erntete schließlich die ihn aufs tiefste befriedigende Anerkennung als Präsident einer naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Und weiter: Harnacks Stellung in der Preußischen Akademie der Wissenschaften zeigt in den letzten zwanzig Jahren seines Wirkens eine erstaunliche Wandlung. Wie war es möglich, daß der Geschichtsschreiber der Akademie, der bei ihrem Jubiläum glanzvoll hervorgetreten war, später nach Mommsens Tode mehr und mehr in den Hintergrund trat? Dafür gibt nicht allein die Erklärung jene bekannte Kritik, welche die Philologen an Anlage und Durchführung kirchengeschichtlicher Gemeinschaftsarbeit übten. Die Ursachen liegen wissenschaftsgeschichtlich und gesamthistorisch gesehen doch wohl tiefer. Und auch das gehört in diesen Zusammenhang, daß nach der Lebenserzählung bei den mannigfachen Berührungen mit Wilhelm II. bald jedes theologische Gespräch gemieden wurde, nachdem in dem Streit um Bibel und Babel Harnacks Stellung verstimmt hatte.

Geht man den Gründen dieses eigentümlich versetzten Rhythmus im Leben Harnacks näher nach, so drängt die Frage hervor: Wie kam es, daß er selbst, der kein Kämpfer im forensischen Sinne sein wollte, so viel Widerspruch, ja leidenschaftlichen Kampf und erbittertes Mißtrauen in und außerhalb der Theologie neben der unumwundensten Anerkennung und Bewunderung hervorgerufen hat? Er war je länger, je mehr über die Grenzen der Zunft hinausgewachsen. Das dem Meister Eckhart zugeschriebene Wort, ein Lebemeister sei mehr wert als hundert Lesemeister, hätte er, darunter ein vertieftes, von ihm selbst dargestelltes religiöses Leben verstehend, wohl anerkannt. Die theologischen Briefe der Biographie beweisen das allerorten. Dazu kommt freilich noch etwas anderes. Man kann sich fragen, ob Harnack in seinen die kirchenpolitische oder politische Sphäre berührenden Kundgebungen das gleiche Charisma gehabt hat wie in der Wissenschaft und in der Organisation der Wissenschaft. Er hat, wenn man von den Vorgängen vor seiner Berufung nach Berlin absieht, aus denen er als Sieger dank der großartigen Entschlußkraft Wilhelms II. hervorging, fast immer selbst die Initiative zu kirchenpolitischem oder politischem Hervortreten ergriffen. Er begann zwar nie den Kampf selbst. Er schaltete sich vielmehr fast immer in schon vorhandene Spannungen ein. War der Augenblick dann glücklich gewählt? Sein Bekenntnistrieb rief ihn meistens zur Kundgebung auf, und das zeigt, daß es ihm nicht einfach um Opportunität ging. So geschah's im Streit um das Apostolikum, so im Kampf um Bibel und Babel, so nach dem Spruch gegen Jatho, so noch bei der Entstehung der Reichsverfassung und vor der Wahl des Reichspräsidenten von Hindenburg. Fast immer trafen diese Manifestationen die Mitwelt überraschend — und wurden mißdeutet. Betrachtet man das alles vom heutigen Tage aus, so sieht man zugleich, wie gewaltig sich vor der Geschichte die Perspektiven



des Augenblicks verschieben. Eine der besten Reden, die nach Harnacks Tode gehalten wurde, konnte ihm nachrühmen, daß er, der so oft im Widerstreit zur Gegenwart mindestens im kirchenbehördlichen Bereiche gestanden hatte, unter diejenigen Männer einzureihen sei, die die „besten Kräfte des Zeitalters hell und klar in sich darstellen“. Unter diesem Gesichtspunkt mag man auch die Frage streifen, welche Aufgaben und welches Schicksal ihm beschieden gewesen wären, wenn er dazu berufen worden wäre, Kultusminister zu werden. Die Biographie erwähnt, daß solche Gedanken etwa um 1908 herum aufgetaucht seien. Harnack ist aber auch noch einmal im Jahre 1917 dafür in Erwägung gezogen worden. Aus der Lebensbeschreibung kann man freilich nicht deutlich erkennen, wie Harnack seine Aufgabe in dem großen Amt gestaltet hätte. Denn was wir dort erfahren, geht doch nicht recht über die Stellungnahme zu einzelnen Problemen, wie sie dem gebildeten Laien entgegen-treten, heraus. Über die Gesamtkonzeption, die er geltend gemacht hätte, wissen wir nicht genug. Das Schulwesen in seinen mannigfachen Verzweigungen, das noch fast jeden Kultusminister seit Friedrich Wilhelm IV. bis in die Zeit nach dem Kriege hinein schließlich doch zu Fall gebracht hat, und die Kunst spielten ja dabei eine vielfach auch gerade in der Gelehrtenwelt unterschätzte Rolle. Harnacks theologische Antezedentien wären damals in jedem Fall eine Hypothek gewesen, die seine Ministerschaft ohne seine Schuld belastet hätten. Und vielleicht war der Gedanke daran auch ein entscheidendes Hemmnis bei denjenigen, die die Entscheidung hatten. Daß Harnack ideell in wissenschaftspolitischer Hinsicht noch im Zeichen Wilhelm v. Humboldts stand und stehen wollte, ist bekannt. Das preußische Kultusministerium hat aufs Ganze gesehen, soweit überhaupt die Minister eine Physiognomie hatten, zwei verschiedene Typen von Ministern gehabt. Die einen waren geistreiche Anreger, die ihre Ideen beseelen und weiter-tragen wollten. Die andern waren mehr Männer der ausgleichenden Tat, der Exekutive, ruhige überlegte Verwalter des Alltags und des Erbes, mehr in der Defensive stehend, und gerade sie hatten oft mehr „fortune“ als die Männer des Geistes. Wohin Harnack gehört hätte, ist klar. Das „il règne, mais il ne gouverne pas“ kennzeichnete seine glanzvollen Leistungen, ja auch seine gesegnete Tätigkeit, in der Staatsbibliothek. Daß er, der in seinen wissenschaftlichen Werken gegen den bloßen Biographismus, der in der Wissenschaft seiner Zeit so vielfach hervortrat, den Gedanken in den Vordergrund schob, in der Hochschul-sphäre Personalienfragen mit als das Kernstück angesehen hätte, zeigt die ungewöhnlich scharfe Kritik, die er nach der Lebensbeschreibung an der Ära Naumann-Elster üben zu müssen glaubte.

Es wäre kein Wunder gewesen, wenn in Harnack zeitweise etwas von stiller Resignation darüber wahrgeworden wäre, daß ihm eine solche



größere Wirksamkeit nicht beschieden wurde. Er mochte sich vielleicht namentlich nach dem Kriege in seiner eigenen Schöpfung, der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, als eine Art zusätzlicher Kultusminister fühlen, zumal ihm zunächst noch in der Staatsbibliothek die praktische Einwirkung in geisteswissenschaftliche Sphären ermöglicht war. Aber gerade von hier aus gesehen bleibt es doch schade, daß Harnack in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Grunde nur ein unzureichendes Instrument zur Ausübung wirklichen kulturpolitischen Einflusses besaß. Doch ist es verständlich, daß ihn die Liebe zu seiner eigenen Schöpfung diese Möglichkeiten etwas höher einschätzen ließ, als sie wohl waren. Es blieb doch zu wenig, wenn er neben der durch seine Autorität gesicherten Führung in den Sitzungen der Gesellschaft, neben der bestätigenden Tätigkeit in der Geschäftsführung, sich mit immer gleichem Erfolg der Aufgabe unterzog, in den Regierungen, im Reichstag und vor allem gegenüber den nun schon lange nicht mehr materiell stark beteiligten Kreisen von Handel und Industrie das Verständnis für die Aufgaben der Gesellschaft und damit der Naturwissenschaften zu vertiefen und zu befestigen. Harnacks Meisterschaft der geistigen Repräsentation blieb bis in seine hohen Jahre ohnegleichen und ist seitdem nicht wieder erreicht worden. Das reichte auch dem fernerstehenden Gebildeten eingehende Wort zu rechter Stunde zu finden und es so an die Menschen heranzutragen, daß es in ihnen wohnte, das war die Gabe des großen Theologen, der mit hingebender Schlichtheit eine zwingende und überaus einprägsame Redeweise verband. Und er hatte nun ein Recht, dem Alltag des Verwaltungsbeamten ferner zu bleiben. Aber er adelte diesen Alltag durch die Fürsorge, die er seinen Beamten zuteil werden ließ, durch die strömende Kraft, mit der er ihnen ihre Mühsal in größere Zusammenhänge zu rücken wußte.

Schwierigkeiten im Verkehr mit den Behörden sind ihm ebensowenig wie andern erspart geblieben. Die von ihm vertretenen Institutionen standen häufig genug im Brennpunkt der öffentlichen Meinung. An solche Hemmnisse war er seit seiner Berufung und seit den theologisch-kirchlichen Kämpfen gewöhnt. Die Einsetzung einer sogenannten Straßprofessur war ihm, wie die Akten ergeben, hart angekommen. Aber er hatte doch auch ein großzügiges Verständnis für die Hemmungen und Bindungen, die den Behördenleitern zu allen Zeiten auferlegt sind. — Nach 1918 wuchsen die Spannungen in manchem Betracht. Sie werden in der Biographie unter der Überschrift „Durch die dunkelsten Zeiten“ behandelt. Auch nach dem Urteil der Lebensbeschreibung ist Harnack damals öfter in die Rolle des Außenseiters geraten. „Die große Einsamkeit“, heißt es da, „in der H. während der letzten zehn Jahre seines Lebens stand — von hier aus hat sie ihren Ausgang genommen.“ Manches, was dabei um ihn herum geschah, läßt auch erschließen, daß die Kräfte zu erlahmen begannen. Aber man war sich bewußt, was



Harnacks repräsentative Kraft für das Ansehen des deutschen Geistes bedeutete. Im Reich und in Preußen wurde sichtbare und auch unsichtbare Hilfe geleistet. Was dafür in der Stille geschah, wird man hoch anschlagen dürfen. Es war kein leichtes, die öffentlichen Mittel für die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft aufzubringen, die selbst damals nur noch über einen verhältnismäßig geringen Teil privater Gelder verfügte. Nun trug Preußen viele Jahre hindurch die gleiche Last wie das Reich. Preußens Einsatz war sehr groß, es stellte manche ihm naheliegende wertvolle wissenschaftliche Aufgabe zugunsten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zurück. Über dem allem stand die Erkenntnis, daß Harnack auch in den Jahren, in denen ihn die Verwaltungsaufgaben in Anspruch nahmen, noch immer eine wissenschaftliche Produktion von ganz ungewöhnlicher Fülle und Vielseitigkeit entfaltete. Freudig wurde die Gelegenheit ergriffen, ihn auch nach seiner Entpflichtung für Gastvorlesungen an andern Universitäten zu gewinnen. Die kulturpolitische Rivalität, die angesichts der Reichsverfassung und angesichts der obendrein mangelhaften Durchführung der Möglichkeiten, die dem Reich zustanden, zwischen dem Reich und Preußen bestand, konnte freilich nicht aus der Welt geschafft werden. Sie warf ihre Schatten auch über den Bereich wissenschaftlicher Organisationen. Alle Beteiligten hatten darunter zu leiden. Niemals hat aber die preußische Wissenschaftsverwaltung den Gedanken gehabt, der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft die Selbständigkeit zu nehmen oder sich gar Teile ihrer Einrichtungen einzuverleihen. Ein solcher Plan wäre damals auch eine Torheit gewesen. Einst hatte Harnack, wie wir aus der Lebensbeschreibung erfahren, gerade mit Rücksicht auf die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (1911) die Worte geschrieben: „Bei Staat und Wissenschaft scheint mir in unsern Zeitläuften und für die Zukunft ein Hauptgedanke, daß der Wissenschaftsbetrieb unrettbar und sicher dem Kapitalismus und der mit ihm verbundenen Interessenpolitik verfallen muß, wenn ihn nicht der Staat in der Hand behält.“ Das Reich und der Preußische Staat haben der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft eine größere Freiheit gelassen, als sie Harnack einst selbst mit diesen Worten begehrt hatte. Und Preußen ließ es sich im Interesse höherer Rücksichten nicht anfechten, wenn — nicht von Harnack selbst — versucht wurde, die Dinge so umzuleiten, als seien das Reich „und die Länder“, nicht das Reich und Preußen, die entscheidenden und wesentlichen Finanzträger. In zwei Aufsätzen, die von preußischer Seite kamen, glaubt die Biographie eine der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft nicht positive Haltung erkennen zu sollen, ja sie liest aus ihnen heraus, man habe damals die Selbständigkeit der Gesellschaft beeinträchtigen und sie in die Reihe anderer großer Forschungsinstitute einreihen wollen. Von diesen Aufsätzen heißt es gar: „Soviel Worte, soviel Angriffe.“ Daß Harnack die Dinge anders sah, dafür hat er Zeugnis abgelegt und kann hier einmal gegen seine Biographie auf-



gerufen werden. Nach dem Empfang eines der in Frage stehenden Aufsätze schrieb er: „Für die freundliche Übersendung Ihres Aufsatzes ‚Über die Organisation der Wissenschaft in Deutschland‘ sage ich Ihnen meinen besten Dank. Ich las ihn bereits vor einigen Tagen und er beschäftigt mich seitdem lebhaft. Assentiens et deliberans Ihr in Verehrung ergebener von Harnack.“

Niemals also hat die Absicht bestanden, die Selbständigkeit der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu schmälern; wohl aber konnte und mußte gelegentlich der berechtigte Anspruch hervortreten nach einer klareren und nachhaltigeren Berücksichtigung der wissenschaftlichen Wünsche eines Staates, dem die größte Exekutive auf dem Gebiet der Forschung in Deutschland oblag. Und so trug man sich allerdings auch mit dem Gedanken, geisteswissenschaftliche Forschungsinstitute, die merkwürdigerweise der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft nur in verschwindendster Anzahl eingegliedert waren, staatlicherseits einzurichten und sie in Zusammenhang mit der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu bringen. Harnack in seiner allein verantwortlichen Stellung als Präsident der KWG zu ehren, daran blieb allen Verantwortlichen gelegen. Als daher aus nächster Nähe der Gesellschaft Beanstandungen etattechnischer Art geltend gemacht wurden, welche die Oberrechnungskammer im Verein mit den zuständigen Behörden berücksichtigen mußte, waren alle Verantwortlichen gleichmäßig bemüht, den Präsidenten, der selbstverständlich mit diesen Fragen nicht befaßt sein konnte, außerhalb der Dinge zu halten. Die Lebensbeschreibung verliert sich hier etwas, indem sie die Dinge unter eine wahrhaft machiavellistische Beleuchtung rückt und schließlich gar eine Wendung durch Kräfte herbeigeführt sieht, die, wie der Verfasserin nicht entgangen sein wird, wirklich keine Neigung erkennen ließen, wissenschaftliche Autonomien zu schonen, die vielmehr in immer erneuten Anstößen an dem Namen der Gesellschaft zu rütteln versuchten und die überdies die staatliche Wissenschaftsverwaltung durchaus in die Hände ihrer weltanschaulichen Vertrauensmänner zu bringen bestrebt waren.

Indessen die Bemühungen Harnacks um die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft rühren, so bedeutsam sie in seiner Zeit waren, so vielseitige Anerkennung sie auch in der Öffentlichkeit mit Recht gefunden haben, doch nicht an den Kern dessen, was Harnack kommanden Geschlechtern zu sagen haben wird. Und das ist, wie immer auch die Zeiten sich wandeln werden, nicht wenig. Es kann nicht die Aufgabe sein, hier in diesem Zusammenhang Harnacks Theologie und den Ertrag seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit zu umschreiben. Die Reden nach seinem Tode und in ihrer Art auch die Biographie haben dafür einen Grund gelegt, der einer späteren Zeit zugute kommen wird. Lebensansichten und Weltgefühl sowie der christlich-religiöse Ertrag seiner kirchengeschichtlichen



Arbeiten waren viel optimistischer und doch wohl auch diesseitiger, mundaner, als das heut noch im allgemeinen in der wissenschaftlichen Theologie der Fall sein kann. Der Fortschrittsgedanke spielte willkürlich oder unwillkürlich doch immer noch in dieser oder jener Fassung mit hinein. Im Grunde lag in allem, was diesen immer neu bewegten hervorragenden Geist religiös und theologisch beschäftigte, das tiefe Anliegen, die Gebildeten unter den Freunden der christlichen Religion anzusprechen und der unbesiegbare Glaube, daß es möglich sei und darauf ankomme, über sie und gerade durch sie das ganze Volk zu erfassen. Es war eine „bürgerliche“ Einstellung damit verbunden, wie sie auch in Harnacks Redeschatz bei seiner organisatorischen Tätigkeit eine Rolle spielte, auch als die Zeiten nach dem Kriege Begriff und Einschätzung des „Bürgers“ mehr und mehr problematisch machten.

Das schließt jedoch keineswegs aus, daß Harnack sich für die sozialen Probleme des Christentums mit großem Verantwortungsgefühl einsetzte. Die Lebenserzählung ruft das deutlich in die Erinnerung. Gern würde man da übrigens noch etwas mehr über Harnacks Verhältnis zu Friedrich Naumann erfahren haben. Es wird aber nicht viel akademische Theologen gegeben haben, die mit gleich tiefem Anteil von der seelischen und sozialen Not ihrer Mitwelt erfaßt waren. Jeder, der mit Harnack in Berührung kam, spürte das und ahnte auch, wie ein „in omnibus caritas“ in ihm waltete. Soziales Bestreben und Bildungshumanität einten sich hier in einer Form, aus der wohl noch etwas Neues hätte entstehen können, das den absterbenden Humanismus hätte beleben müssen. Aber es war zu spät.

Der menschliche Reichtum des Harnackschen Daseins, sein liebender Ernst, werden sichtbar in der Art, wie er mit einer bei Gelehrten leider nicht immer vorhandenen Kraft der Phantasie die physischen und seelischen Nöte der Mitmenschen zu erfassen wußte, und wie er zu Kindern den Weg fand. Die von ihm öfters gebrauchte Wendung „so tief wie die menschliche Not und so reich wie das menschliche Leben“, kamen aus seinem Innersten. Schön sagt die Lebensbeschreibung von Harnacks Arbeit im Kriege: „Um Geist und Liebe ging es“ und fügt sein Wort hinzu: „nur ein geschlossener, starker Mensch vermag die Ungerechtigkeiten der Welt zu ertragen und doch liebevoll zu bleiben.“ In ihm blieb bei aller fernen Haltung, allem Leisen und Abgewandten, das im unmittelbaren Umgang hervortreten konnte, das Seelsorgerische erhalten, es trat doch immer wieder hervor und drängte zur Tat. Darin lag der Zauber seines Wirkens auf andere Menschen, die er in allen Lebensstufen und Eigenarten gelten lassen wollte, Goethisch leben wollend und lebend. Und wenn oben gesagt wurde, daß die Kulturtheologie, in die sich Harnack gestellt sah, von einer bejahenden Lebensstimmung getragen war, so muß man doch hinzufügen, daß das alles bei Harnack in einem ringenden Leben mit Hingebung



erkämpft werden sollte. — Die Biographie wird von der vielfach hindurchschimmernden Überzeugung geleitet, daß Beträchtliches von Harnacks Grundanschauungen einer späteren Zeit wieder lebendig werden könnte und möchte. Ob einmal der Gegenzug gegen heutige theologische Bestrebungen die Wiederanknüpfung an Harnacks Gedankenwelt bringen könnte, wer wollte das voraussagen? Einstweilen sieht es so aus, als befänden wir uns in einer Schwingungskurve von viel größeren Ausmaßen, so daß an eine bloß antithetische Bewegung überhaupt nicht gedacht werden könnte. Eben darum aber hat dieser Lebenslauf schon heute sein historisches Eigengewicht. Das deutsche Gelehrtentum einer Epoche, welche die zwischen Idealismus und Christentum bestehende Aporie nicht mehr oder noch nicht wieder hinreichend würdigte, wird hier noch einmal im Abendschein verklärt durch ein Vorbild, das in der Fülle seiner Einsicht und seiner menschlichen Bedeutsamkeit auch das Gewissen der künftigen Gestalter wissenschaftlichen Lebens aufruft und wachhält.

---